

ZEICHEN DER ZEIT DIE DEUTSCHE KIRCHE IM DIALOGPROZESS

Eine „pilgernde, hörende und dienende Kirche“ mahnte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, in seinem Eröffnungsreferat zur Herbstvollversammlung 2010 der deutschen Bischöfe an. Auslöser für dieses Thema waren die Anfragen an die Kirche im Zusammenhang der Missbrauchsfälle. Im Hintergrund freilich steht ein lang anhaltender Vertrauensverlust in christlich-religiöse Institutionen, der sich unter anderem darin zeigt, dass in der Sinus-Milieustudie Kirche und Religion überhaupt nur in drei von zehn gesellschaftlichen Teilmilieus eine signifikante Rolle spielen. Einer Forsa-Umfrage zufolge sank der Anteil derjenigen, die der katholischen Kirche Vertrauen entgegenbrachten, von Januar bis März 2010 von 29 auf 17 Prozent. „Wir sind Papst“ ist auch nicht mehr der Wahlspruch der Mehrheit der Katholiken. Die Austrittszahlen schnellten in bis dato unbekannte Höhen. Was die Neueintritte in die Priesterseminare angeht, fahren manche Diözesen im Herbst 2010 eine Nullrunde.

Auf diesem Hintergrund bekommt die Initiative Erzbischof Zollitschs eine große Aktualität: „Mir schwebt ein solcher Gesprächsprozess vor, über dessen genaue Ausgestaltung auf der Ebene der Bistümer und auf der Ebene unserer Bischofskonferenz wir uns freilich weiter Gedanken machen müssen.“ Als Ziel gab Zollitsch an: „Es geht um den Pilgerweg der Kirche in unserer heutigen Welt – konkret und in Orientierung am Leben der Menschen von heute. Es geht um mehr als bloß Reparaturen: Es geht um die Verlebendigung des kirchlichen Lebens.“

Aufmerksamen Beobachtern der kirchlichen und gesellschaftlichen Szene Deutschlands fallen bei einer solchen Einladung natürlich eine Menge Themen ein, die zu besprechen sind, angefangen von den kirchlichen Strukturen in Pfarreien (gemeinschaften), Bistümern und im Verhältnis zu Rom über Fragen der Ehe und Sexualität bis zum Zölibat und einer angemessenen Repräsentanz der Frauen auf allen Ebenen der Kirche. Hinzu kommt die Rolle der Kirche in der Öffentlichkeit vom Kindergarten bis zu den Universitäten, in den Medien, in Politik und Wirtschaft. In allen diesen und vielen anderen Bereichen ist die Meinung der Kirche gefragt; hier ist aber auch ein innerkirchlicher Klärungsprozess notwendig, dessen Ergebnisse nicht von vornherein festzustehen brauchen.

Denn ein solcher Dialogprozess hat ja seine Vorbilder. Das Zweite Vatikanische Konzil ist das beste Beispiel für die Art und Weise, wie ein solcher Prozess durchgeführt werden kann und welche Veränderungen er mit sich bringt. Symptomatisch für die Erwartungen konservativer Kreise an das Konzil war eine Äußerung des in der Schönstatt-Bewegung nicht unbekanntes Jesuitenpaters Sebastian Tromp, der sagte, die Kirche hüte den Glauben wie einen Sack voller Wahrheiten; von Zeit zu Zeit würde dieser Sack durchgeschüttelt, dann käme nach oben, was vorher unten war, und umgekehrt; etwas Neues käme nicht hinzu. In der Dynamik der Begegnungen und Diskussionen musste gerade Tromp erleben, wie auf dem Konzil nicht nur Vergessenes neu entdeckt wurde, sondern Antworten auf neue Fragen gefunden werden mussten. Das Konzil war für die Bischöfe eine wichtige Schule, in der

sie das offene Gespräch lernten, im Kontakt mit Theologen die neuen wissenschaftlichen Erkenntnis rezipierten und in der Auseinandersetzung mit Öffentlichkeit und Medien einen neuen Stil theologischer Erkenntnis lernten. Die Aufforderung Papst Pauls VI. in seiner ersten Enzyklika „Ecclesiam suam“, den Dialog zum Grundprinzip kirchlicher Präsenz in der Welt von heute zu machen, förderte diese Haltung.

Auf der Würzburger Synode wurde der dialogische Stil, der auf dem Konzil eingeübt worden war, beibehalten. Viele der dort in ehrlichem Ringen miteinander erarbeiteten Resultate haben die deutsche Kirche der letzten 40 Jahre geprägt, von strukturellen Beschlüssen bis zur kirchlichen Jugendarbeit und wirtschaftsethischen Fragen.

Was kann eine Rückbesinnung auf Konzil und Synode für den anstehenden Dialogprozess bedeuten?

Zunächst einmal braucht ein Prozess viel Zeit. Von der Ankündigung des Konzils bis zu seinem Abschluss vergingen knapp sieben Jahre. Die Umsetzung in den Ländern und Bistümern brauchte noch einmal rund 20 Jahre. Und von der ersten Idee einer Nationalsynode bis zum Abschluss vergingen ebenfalls sieben Jahre. Es wäre verfehlt, auf schnelle Ergebnisse zu hoffen.

Ein zweites Prinzip eines solchen Prozesses muss die offene Themenfindung sein. Vieles liegt auf dem Tisch. Doch erst in Straffung und neuer Weitung der Themen können die eigentlichen Lösungen herausgearbeitet werden. Vor dem Konzil wurden alle späteren Konzilsväter um die ihrer Ansicht nach anstehenden Themen befragt. Vor der Würzburger Synode erhob eine Fragebogenaktion unter allen Katholiken der Bundesrepublik Deutschland die möglichen Themen. Daraus entstand dann der Katalog der von den Sachkommissionen vorbereiteten Dokumente und Arbeitspapiere.

Eine dritte Lehre lässt sich aus den konziliaren und synodalen Erfahrungen ziehen. Es sind mehrere Runden der Diskussion notwendig, um zu einem Ergebnis zu kommen. Weder das Konzil noch die Würzburger Synode waren am Ende der ersten Sitzungsperiode in der Lage, ein Dokument zu verabschieden. Und auf dem Konzil hat sich gezeigt, dass der Döpfner-Plan, kleinere Dokumente ohne Aussprache in der Vollversammlung nur auf der Grundlage schriftlicher Äußerungen zu verabschieden, auf große Widerstände stieß. Dekrete wie das über die Orden oder die Priesterausbildung waren erst nach dem direkten Schlagabtausch der Argumente verabschiedungsreif.

1964 hob von Papst Paul VI. hervor, dass die Kirche „sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog“ mache (Enzyklika „Ecclesiam Suam“). Er sprach von einem Dialog des Heiles, der zu einer vertieften Beziehung führen solle. Seine Worte können durchaus als Programm für den angezielten Dialogprozess dienen:

„Diese Form der Beziehung beweist das Bestreben nach Korrektheit, Wertschätzung, Sympathie, Güte auf Seiten dessen, der ihn aufnimmt; sie schließt eine aprioristische Verurteilung, eine beleidigende und gewohnheitsmäßige Polemik und eitles, unnützes Reden aus. Wenn sie auch gewiss nicht auf eine Bekehrung des Partners abzielt, da sie seine Würde und seine Freiheit achtet, so sucht sie dennoch dessen Vorteil und möchte ihn zu einer vollständigen Einheit der Gesinnung und Überzeugung führen. Der Dialog setzt also bei uns eine innere Haltung voraus,

die wir auch in unserer Umgebung hervorrufen und nähren wollen: es ist die innere Verfassung dessen, der in sich die Last des apostolischen Auftrages fühlt, der sich bewusst ist, das eigene Seelenheil nicht vom Suchen nach dem Heil des Anderen trennen zu können, der sich ständig bemüht, die Botschaft, die ihm anvertraut ist, in das Denken und Reden der Menschen zu bringen.“

Und Papst Benedikt XVI. fügt in seinem jüngsten Apostolischen Schreiben über das Wort Gottes „Verbum Domini“ bei, dass der Dialog eine wesentliche geistliche Dimension beinhaltet und auf das Bundesgeschehen zwischen Gott und Mensch verweist. In der Perspektive dieses Bundes „erscheint jeder Mensch als der Empfänger des Wortes: Er wird angesprochen und aufgerufen, durch eine freie Antwort in diesen Dialog der Liebe einzutreten. So befähigt Gott einen jeden von uns, das göttliche Wort zu *hören* und darauf zu *antworten*. Der Mensch wurde im Wort erschaffen und lebt in ihm; er kann sich selbst nicht verstehen, wenn er sich diesem Dialog nicht öffnet. Das Wort Gottes offenbart das auf Kindschaft und Beziehung beruhende Wesen unseres Lebens. Wir sind wirklich aus Gnade berufen, Christus, dem Sohn des Vaters, gleichgestaltet und in ihm verwandelt zu werden“ (VD 22).

Eine „pilgernde, hörende und dienende Kirche“ ist eine der großen Herausforderungen unserer Zeit. Es ist zu wünschen, dass sich alle auf diesen Weg des Dialogs begeben: die Bischöfe und Priester, die Ordensleute, Mitglieder von Säkularinstituten und Bewegungen, ehrenamtlich engagierte Laien und die universitäre Theologie.

Joachim Schmiedl